

Nr. 47. Posen, den 25. November. 1894.

Zu gut erzogen!

Von Dora Duncker (Berlin).

„Also Du bist wirklich entschlossen, Dich wieder zu verheirathen?“

„Nicht nur entschlossen, mein lieber Griesheim, — ich habe bereits die ersten Schritte dazu gethan.“

„Ho, ho! so eilig?“

„Sehe ich aus wie einer, der sich lange besinnt, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hat?“ Der entschlossene Heirathskandidat, ein Mann zu Anfang der Fünfzig, trat, da sein Gegenüber ihm die Antwort schuldig blieb, vor den Spiegel, um sie von seinem Bilde einzuholen. Er hatte allen Grund, über die Antwort des Glases zu schmunzeln. Frischlebig, behaglich, ganz dazu angethan, gesunde Freuden noch für eine ganze Reihe von Jahren hinaus zu verheißen, strahlte ihm sein Bild entgegen.

„Na, immer noch nicht ausgesöhnt, Gries — gram? Du siehst, ich bin kein Greis und habe keine Lust, mich von Dir zu einem solchen machen zu lassen.“

„Mein Bedenken gilt nicht so sehr Dir, als Deiner Tochter,“ gab der andere mißmuthig zurück.

„Sehr verbunden.“

„Was wird Magda dazu sagen, wenn Du so ins Blaue hinein, auf dem Wege des Inserats, Dir eine Frau wählst —“

Franz Wallburg zuckte mit den Schultern. Diesmal war er es, der keine Antwort gab. Der andere wiederholte mit eindringlicher Betonung seine Frage.

„Was wird Magda dazu sagen, Franz?“

„Das Mädchen ist viel zu gut erzogen, um mir irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen —“

„Das weiß ich allein —“ warf Griesheim ungeduldig dazwischen; „weiß der Himmel, sie ist gut, zu gut erzogen. Ich spreche auch nicht von einem Widerspruch der Lippen, ich denke an den Widerspruch ihrer Seele.“

Der Fünfziger rannte nervös im Zimmer umher.

„Fängst Du schon wieder an? Spitzfindigkeiten über Spitzfindigkeiten. Wenns ihr nicht recht ist, mag sie den Mund aufthun!“

„Das hast Du ihr ja untersagt, seit sie sprechen gelernt hat,“ brummte der andere ironisch.

Wallburg fuhr auf.

„Griesheim, bist Du des Teufels! Du thust ja grade, als ob ich ein grundschlechter Vater wäre! Na, so antworte doch.“

„Werde mich hüten, wenn Du gleich wieder so außer Dir geräthst.“

„Mir, mir das; der ich keinen anderen Gedanken gehabt habe, als dieses mutterlose Kind gut zu erziehen, und nachdem es erwachsen war, mit allen Freuden zu umgeben, die seinen Jahren angemessen und zuträglich sind. Frage sie doch selber wenn Du mir nicht glaubst, ob ihr ihre Malerei, ihre Lektüre, ihre reizenden Zimmer, das stete Beisammensein mit der gutherzigen, aufmerksamen Müller, die kleinen Fahrten mit mir, der Besuch ihrer Freundinnen, nicht über alles gehn.“

„Das Fragen dürfte mir wenig nützen. Magda würde mir ja doch nur eine liebenswürdig ausweichende Antwort geben. Aber ich brauche auch ihre Antwort nicht —“

„Natürlich nicht — Du weißt auch so, daß sich meine Tochter todtunglücklich fühlt — Du — Du Allerweltsweiser Du! Weil ich sie nicht auf Bälle und Gesellschaften schleppe, weil ich sie nicht von jedem Xbeliebigen Laffen um die Taille fassen lasse, den dummen, sogenannten heirathsfähigen Bengels, die nichts als ihr Geld wollen, nicht bereitwillig Thür und Thor öffne, bin ich ein Rabenvater — es ist zum verrückt werden.“

„Du, Wallburg, — nur so par parenthèse, ich bin auch Vater so eines dummen, sogenannten heirathsfähigen Bengels.“

„Ach was, der zählt nicht mit.“

„Sehr verbunden.“

„Und kurz und gut, mein lieber Freund, um dem Gespräch ein für alle Male ein Ende zu machen — ich erziehe meine Tochter wie ich will, und merke Dir: ein Mädchen kann garnicht zurückhaltend genug, kann garnicht gut genug erzogen —“

„Und nicht fest genug eingesperrt werden. Sehr schön, mein Lieber. Jeder nach seinem Geschmack.“

„Ganz meine Ansicht. Vielleicht hast Du nun auch die Güte, mir zu sagen, was meine Tochter eigentlich mit meiner Heirath zu thun hat?“

„Am besten so wenig als möglich; aus diesem praktischen Grunde hatte ich Dir den freundschaftlichen Rath geben wollen, Deine Tochter mehr aus ihrem klösterlichen Dasein zu befreien, sie in die Welt einzuführen und wenn möglich, zu verheirathen, bevor Du an eine zweite Ehe denkst.“

Jetzt brach Franz Wallburg in ein schallendes Gelächter aus.

„Also ernsthaft an eine Heirath für das Kind hast Du gedacht! Da also sollte das Ganze hinaus! Magda heirathen! Das Mädel weiß ja kaum, wie ein Mann aussieht!“

„Leider!“

Eine neue Lachsalve.

„Heirathen, dieses Kind! Auslachen würde sie Dich, wenn sie das hörte. Ich kenne meine Tochter. Sie wünscht sich nichts besseres, als bei ihrem Vater zu bleiben, den sie über alles liebt, noch lange, recht lange, am liebsten immer. Nirgends wird sies wieder so gut haben in der Welt — nirgends. Oder weißt Du auch das etwa besser?“

Griesheim zuckte die Achseln.

„Vielleicht. Es sind nicht immer gerade die Väter, die ihre Töchter am besten kennen — vor allem nicht, wenn diese Töchter so feinsinnig und rücksichtsvoll sind wie Deine Magda — Na, Gott befohlen, Wallburg.“

„Du willst fort? Na, ich hoffe, Du kommst morgen in gemüthlicher Laune wieder. Auf Wiedersehen — Du — Du Besserrichter!“

Nachdem Herr Franz Wallburg die Thür hinter seinem Gast geschlossen hatte, warf er sich behaglich in einen Lehnstuhl.

„Gott sei Dank, daß der Nachmittagsprediger fort ist.“

Dann steckte er eine schwere Havanna in Brand und sah auf die Uhr.

„Gleich ein Uhr. Daß der Schlingel, der Friedrich, noch nicht hier ist! Bin begierig, was er heute mitbringt. Gestern war nicht viel gescheutes unter den Eingängen. Nur das kleine Mädel mit den blonden Zöpfen und dem Grübchen im Kinn hätte mich reizen können — hm, aber die war zu jung — alles was recht ist — die war wirklich zu jung für mich. Herein! Na endlich, Friedrich!“

„Bitte um Entschuldigung, gnädiger Herr, wenn ich habe warten lassen — aber am Schalter war heut ein Gedränge! Dafür bringe ich aber auch einen ganzen Stoß,“ fügte er schmunzelnd hinzu, ein großes Packet Briefe unter der Chiffre M. G. 100 vor seinem Herrn niederlegend.

„Sonst noch was, gnädiger Herr?“

„Nicht, daß ich wüßte. Doch ja — gehn Sie hinüber zu meiner Tochter und fragen Sie, ob sie um drei Uhr ihre gewöhnliche Spazierfahrt mit mir machen wollte. Bescheid ist nicht nöthig —“

Für sich fügte Wallburg hinzu: „sie sagt doch ja.“

Nachdem Friedrich gegangen war, nahm Wallburg ein elegantes Falzbein zur Hand und machte sich daran, die Briefumschläge in derselben Ordnung, in der Friedrich sie vor ihm hingelegt hatte, aufzuschneiden.

Erst dann begann er die Selbstanpreisungen all der „jungen“, „schönen“, „begabten“, „gut und häuslich erzogenen“ Eheaspirantinnen zu prüfen und vor allem die beigelegten Portraits einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen.

Nach einer guten halben Stunde hielt er etwas ermüdet inne. Die meisten der „jungen“ Damen, die sich als passende Ehehälften bei ihm meldeten, hatten nicht nur die zwanzig, wie es ja bei seinem Alter gut und wünschenswerth war, sondern auch die dreißig reichlich überschritten, und da es gefälligen Photographen nicht darauf anzukommen pflegt, ein halbes Jahrzehnt und darüber auf Kosten der Aehnlichkeit weg zu retouchiren, war Herr Franz Wallburg seiner Sache nicht ganz sicher, ob nicht am Ende etliche dieser Schönen die ominösen Vierzig bereits überschritten hatten.

Auch die begleitenden Briefe wollten ihm heut garnicht so recht gefallen. Die Epitheta: ungebildet, geschraubt, erlogen, schienen ihm nicht zu schroff gewählt.

Herr Franz Wallburg zündete sich eine frische Cigarre von der schweren, dunklen Sorte an, schob den ersten erledigten Stoß mit einigem Unmuth zur Seite und begann von neuem. Nr. 1, 2, 3, die alte Geschichte, nur daß sich noch ein gänzlich unorthographischer Brief von einer gefallenen Chansonettengröße dazwischen verirrt hatte.

Endlich ein Umschlag mit einer zierlichen, gebildeten Mädchenschrift überschrieben. Durchschnittshandschrift der höheren Berliner Tochter. Richtig, der Brief war auch in Berlin W. abgestempelt. Vielleicht würde hier eine Anknüpfung möglich sein, denn nur auf eine solche hatte Herr Franz Wallburg es einweilen abgesehen. Schriftliche Annäherung — persönliche Prüfung — Entscheidung nach reiflicher Ueberlegung, so lautete das Heirathsprogramm.

Wallburg fühlte ordentlich ein angenehmes nervöses Prickeln in den Fingerspitzen, als er den Brief mit der feinen Mädchenschrift aus dem Umschlage zog. Ein Bild war nicht dabei.

Aber kaum hatte Wallburg einen Blick auf das Briefblatt geworfen, als er sich verfärbte und mit weit geöffneten starrblickenden Augen auf die zierlich geschriebenen Zeilen stierte. Die bleich gewordenen Lippen waren fest zusammengepreßt, die Hand, die das Briefblatt hielt, zitterte heftig.

Nun legte er das Schreiben vor sich auf den Tisch, zog sein Taschentuch und wischte den perlenden Schweiß von der Stirn, dann erst begann er zu lesen, langsam, schwerathmend, Zeile für Zeile, Wort für Wort, wieder und immer wieder, und wenn er zu Ende gelesen hatte, stockte er jedesmal aufs Neue bei der Unterschrift. Heftiger ging sein Athem, stärker zitterte die Hand.

War es denn möglich, faßbar, was da unter dem Briefe stand, was er mit seinen eigenen leibhaftigen Augen las und wieder las:

„Hochachtend und ergebenst Magda W. Adresse Postamt Nr. 10 postlagernd.“

Er mußte es am Ende wohl glauben, das scheinbar unmögliche, unfaßliche, daß seine eigene Tochter den Brief geschrieben hatte, den er in Händen hielt, daß seine Tochter sich einem wildfremden Manne zum Weibe anbot, weil ihr die Welt unter dem Dach des Vaters zu eng geworden war.

Nein, nicht zum Weibe, Gott sei Dank nicht, nur von einer geistigen Annäherung mit einem fernen Ausblick auf die Zukunft war die Rede, nur ein Hilfeschrei war der Brief nach einer Hand, die sich ihr entgegenstrecken sollte, um sie aus der Haft ihres goldnen Käfigs zu befreien.

Und noch einmal las Wallburg Seite für Seite, Satz für Satz, Silbe für Silbe . . .

Kein Wort der Anklage gegen ihn. Dennoch glaubte er sein eignes Verdammungsurtheil zu lesen. Dann saß er lange Zeit, das Haupt in den Händen vergraben, denkend und grübelnd, wie er nie vordem gegrübelt und gedacht.

Also wars doch Wahrheit gewesen, was der andere gesagt: er kannte sein eigenes Kind nicht!

Während Magda als seine gehorsame, gut erzogene Tochter neben ihm durchs Leben gegangen war, scheinbar glücklich und befriedigt, hatte sie gelitten und gedarbt und geschwiegen, um ihn nicht zu kränken, — feinfühlig geschwiegen, immer mit demselben freundlichen, dankbaren Gesicht.

Wie mit Messern schnitt die Erkenntniß durch seine Seele, und wie ein glühendes Erz brannte die Frage in seinem Hirn — was nun, was nun?

Magda durfte niemals erfahren, daß er der Empfänger ihrer rührenden Seelenbeichte gewesen. Aber auch niemals durfte er selbst daran denken, seiner Tochter jenes neue Dasein bereiten wollen, nach dem sie lechzte, dürstete.

Von dem leichtlebigen, entschlossenen Manne war jeder Muth, jedes Zutrauen gewichen. Die Erkenntniß, daß der felsenfeste Glaube an das Glück seiner Tochter, den er durch Jahre gehegt, nichts als ein eitler Selbstbetrug gewesen sei, hatte ihn völlig niedergeschmettert. Dennoch mußte Rath geschafft werden. —

An die Thür seines Arbeitszimmers wurde geklopft.

Einmal, zweimal, er hörte nicht darauf.

Ein drittes Mal. —

Heftig sprang er auf.

Was wollte man denn von ihm, jetzt, in dieser ernsten Stunde?

Friedrich steckte den Kopf durch die Thür.

„Der Wagen ist vorgefahren, gnädiger Herr. Fräulein Magda sind schon eingestiegen und warten auf den Herrn.“

Einen Augenblick zögerte Wallburg. Dann kurz entschlossen:

„Sagen Sie meiner Tochter, ich könne sie heut nicht begleiten. — Es wäre mir sehr leid, sie möge allein fahren.“

Friedrich riß Mund und Augen auf.

„Ohne Frau Müller?“

Wallburg trat heftig mit dem Fuß auf.

„Wenn ich sage allein, so heißt das doch nicht, mit Frau Müller!“

„Entschuldigen der gnädige Herr, ich dachte nur, weil das Fräulein noch niemals —“

„Sie haben nichts zu denken. Und — Friedrich — merken Sie gut auf — sagen Sie meiner Tochter, sie möge fahren, wohin sie wolle; und bestellen Sie dem Kutscher, er dürfe meine Tochter in keinem Fall den Weg fahren, den wir alle Tage machen. Na, wirds bald?“

Herr Franz Wallburg setzte sich nicht wieder. Er ließ den Haufen Briefe liegen wo sie lagen, und steckte nur den Brief seiner Tochter zu sich; dann nahm er Hut und Ueberzieher und machte sich auf den Weg zu dem ziemlich entfernt wohnenden Griesheim. Der kam ihm ordentlich vergnügt entgegen. „Ich muß Dich loben, Franz. Wahrhaftig, Du nimmst ja förmlich Vernunft an. Ich bin soeben Deiner Tochter begegnet. Allein und nicht im Thiergarten. Allerhand Achtung, alter Junge! Zuerst dachte ich, es wäre ein Unglück geschehen oder sonst irgend was aus den Fugen, aber als ich die Magda da so vergnügt

in den Polstern sah, beruhigte ich mich. Wahrhaftig, ordentlich fidel sah das Mädel aus. Kein Wunder, wenn sich einem so nach beiläufig neunzehn Jahren das Gitterthürchen mal so ein bischen aufthut und der Mensch einen kleinen Ausguck halten kann. . . .

„Thu mir nur den einzigen Gefallen, Franz, und frag sie nachher nicht, ob sie Dich nicht an ihrer Seite sehr vermißt habe und die Spazierfahrt ohne Dich doch kein eigentlicher Genuß gewesen sei. Das Mädel ist so verdammt gut erzogen und so polizeiwidrig rücksichtsvoll, daß sie im Stande wäre, Dich anzulügen —

„Aber Du begehrst ja garnicht auf — was ist denn mit Dir los? — Stehst da, als ob Dir die Petersilie verhagelt wäre und sonst noch was!“

Statt jeder Antwort zog Wallburg den Brief seiner Tochter aus der Tasche und gab ihn Griesheim mit den lakonischen Worten:

„Da, lies.“

Dann wandte er sich von dem Freunde ab. Nach einer Weile, die ihm eine kleine Ewigkeit dünkte, vernahm er ein undeutliches Gebrummel in seinem Rücken. Dann legte sich ihm eine Hand auf die Schulter, und er hörte Griesheim sagen:

„Eine Perle von Mädel. Wird mal 'ne Prachtfrau werden.“

Blitzschnell drehte sich Wallburg um.

„Deshalb kam ich zu Dir — Du — Du hast öfter — na Du weißt schon, Griesheim — wegen Deines Jungen bei mir angeklopft —“

„Hm — ja — wegen dieses sogenannten heirathsfähigen Bengels — der es durchaus — na, schon gut.“

„Wenn Du nach diesem Brief noch derselben Ansicht bist — wenn Du nicht meinst, daß Magda sich damit etwas vergeben —“

„Vergeben — Papperlapapp! Wenn diese armen eingesperrten Vögelchen mal die Flügel regen, sollen sie sich gleich was vergeben haben. Der Brief ist ja 'ne Prachtleistung. Beweist, daß Deine blödsinnig gute Erziehung nichts an ihr verdorben hat. Erst recht will ich das Mädel für meinen Jungen!“

„Aber was wird Dein Fritz dazu sagen?“

„Er ist zwar weniger gut erzogen als Deine Magda, und pflegt mir nicht gerade aufs Wort zu folgen — aber in diesem Falle glaube ich für ihn gut sagen zu können, das wenige was er von ihr gesehen —“

Wallburg athmete erleichtert auf.

„Magda muß Antwort auf ihren Brief erhalten. Das siehst Du doch ein — nicht wahr?“

„Selbstverständlich, Fritz muß ihn beantworten und dabei erwähnen, daß er sein Alter absichtlich falsch angegeben habe, um mehr Vertrauen zu erwecken usw.“

„Aehnliches dachte ich auch!“

„Kurzer Briefwechsel — gegenseitiges Erkennen — Stelldichein —“

„Aus einer kurzen Bekanntschaft mit Gottes Hülfe eine lange Liebe —“

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Na, und sind die jungen Leute erst glücklich vereint, dann kannst Du ja Dein eigenes Heirathsprojekt wieder aufnehmen, Wallburg.“

Der wehrte entsetzt mit beiden Händen ab.

„Das ist ein für alle Mal abgethan. Habe ich nicht mal meine eigene Tochter verstanden, die seit neunzehn Jahren an meiner Seite lebt, wie sollte ich da wohl eine Frau verstehen, die ich erst morgen oder übermorgen kennen lernen soll. Und denke nur die armen Kinder! In der Furcht, ein zweites Mal in den alten Fehler zu verfallen, sie zu gut zu erziehen, würde ich sie zu wahren kleinen Ungeheuern heran wachsen lassen.“

Griesheim lachte. —

Vor acht Tagen ist die Hochzeit Magda Wallburgs und Fritz Griesheims gefeiert worden.

Wallburg hat seinem Schwiegersohn einen feierlichen Eid geleistet, sich nicht in die Erziehung seiner Kinder zu mischen.

Wie sie zu einem Mann kam.

Von Johanna Zunk.

„. . . . Nun, meine Herischaften, bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: „Unser verehrter Präsident, der der Partei auch diesmal den Sieg errungen, er, auf den wir mit Stolz als den unsrigen blicken, er lebe hoch, hoch, und nochmals hoch!“ Begeistert stimmte die tausendköpfige Menge, die sich im Buggenhagenschen Saale auf dem Moritzplatze in Berlin zur Feier des Geburtstages des Vorsitzenden der Partei, des Herrn Streber, versammelt hatte, in den Ruf ein. Ein junges Mädchen, das mit einer Freundin an einem der vorderen Tische saß, schien ganz hingerissen von der Rede, und ihr „Hoch“ klang so frisch und hell in dem allgemeinen Rufen, daß sich mancher Blick auf sie richtete. Sie schien das wenig zu kümmern, denn sie plauderte munter mit der anderen Dame fort. „Du, Hete, der Abend ist ganz herrlich; ich amüsire mich köstlich! Wenn nur der mich ewig anhimmelnde Herr Kohlstock ihn mir nicht verdirbt!“ — „Ich weiß garnicht, Anna, was Du an dem auszusetzen hast,“ erwiderte die Freundin, „er ist ein so lieber Mensch, hat eine sichere Lebensstellung, so treue, liebe Augen und einen so sanften Charakter.“ — „Das ist es eben, er ist mir zu sanft, Hedwig, in acht Tagen hätte ich ihn unter dem Pantoffel! Er kann weiter nichts, als mir verzückt in die Augen gucken und sagen: „Liebe Anna.“ Auch ist er mir zu dick und zu klein, und zu einer stillen, sanften Pastorenfrau passe ich nicht. Nimm Du ihn doch, wenn Du immer so sein Lob singst. Damit basta.“ — „Na, guck, wenn Dein Auserwählter groß sein muß, so paßt der dort am Ende für Dich, Wildfang“, sagte Hedwig und machte sie auf einen schlanken, blonden Herrn, der eben in den Saal getreten war, aufmerksam. „Ja, der gefällt mir, solche Augen, solch stolzer Gang; die Haltung! Da ist jeder Zoll ein Mann; aber nicht bei Kohlstock, der bei jedem Schritt sagen möchte: „Verzeihen Sie, daß ich geboren bin.“

Der eben Eingetretene ließ seinen Blick über die Versammlung schweifen, und einen Moment auf dem Bilde an dem bewußten Tische haften. Ueberrascht sah er auf das junge, schlanke Mädchen, mit den rehbraunen Augen, dem blonden Haar und den frischen rothen Lippen, zwischen denen die Zähne wie weiße Perlen hervorleuchteten, und die Besitzerin dieser Herrlichkeiten sah ihn so übermüthig an, daß er unwillkürlich grüßend an den Hut faßte. Er setzte sich darauf an einen Nebentisch, an dem schon fünf bis sechs Herren beisammen saßen, und schrieb gleich ihnen die Rede des Präsidenten mit. Er hörte aber doch, wie am anderen Tisch dies blonde Mädchen zu ihrer Freundin sagte: „Du, Heting, der ist von einer Zeitung.“ Dann kam die Pause. — Die jungen Damen verließen mit einem Theil des Publikums den Saal.

„Kennen Sie vielleicht die hübsche Dame dort?“ fragte der blonde Herr seinen Nachbar, den Reporter Schnellfuß, der, wie King-Fu, alles wußte.

„Ja wohl, die kenne ich; es ist die Tochter des Rentier Wichtig, der jetzt, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen, seine ganze Zeit der Partei widmet, gewissenhaft in jede Versammlung geht, und aufmerksam jede Rede hört. Heut wird er übrigens selbst sprechen.“

In der That hatte Herr Wichtig zu heut Abend seine erste Rede einstudirt; auch er wollte dem Präsidenten seinen Dank aussprechen, seine Verdienste preisen, und ihm zeigen, wie auch er von der Begeisterung für „die gute Sache“ durchdrungen sei. Das muntere Töchterlein hatte zu Hause mit Papa oftmals die Rede eingeübt und ihm die Betonung gewiesen; — hatte sie doch eben die Lehrerinnenprüfung bestanden und war stolz darauf, zeigen zu können, wie man sprechen müsse. — Sie kannte die Rede in- und auswendig und würde sicherlich nicht stecken bleiben, dachte sie, als sie in der Pause, in einem Nebensaal, Papa noch einmal überhörte. Die Freundin spähte unterdessen nach dem jungen Theologen aus, der ebenfalls auf dem Fest erscheinen wollte, um in der Nähe Annas zu sein. Ihr that der junge Mann leid und wenn er sie gewollt hätte, sicherlich hätte sie „Ja“ gesagt. So aber hatte er nur Augen für die allerdings hübschere und lebhafte Freundin. Diese hatte Herrn Kohlstock längst gesehen, hütete sich aber etwas merken zu lassen und freute sich diebisch im Stillen, wie der etwas kurzsichtige Jüngling sie in einer entfernten Ecke des Festraumes vergebens suchte. — Als die Pause zu Ende war, nahmen die Freundinnen wieder an ihrem Tische Platz. Die Blonde schien indeß nicht mehr so heiter wie vordem, und mehr als einmal richteten sich ihre Augen mit ängstlichem Ausdruck nach dem Podium.

„Herr Rentier Wichtig hat das Wort“, ertönte da plötzlich die Stimme des Vorsitzenden, nachdem das Glockensignal zur Ruhe gemahnt hatte. Gleich darauf schritt Herr Wichtig stolz erhobenen Hauptes durch die Reihen und erkletterte die Tribüne. Er war ein kleiner dicker Herr, von dem nur die Brillengläser und die Glatze im Schein des elektrischen Lichtes glänzten. Alles übrige verdeckte die hohe Wand des Rednerpultes, auf welches er säuberlich sein Manuskript gelegt hatte.

„Verehrte Festgenossen! Die geehrten Herren Vorredner haben bereits den Gefühlen der Verehrung Ausdruck gegeben, die wir für unseren allgeliebten Präsidenten hegen; ich kann mich dem nur voll und ganz anschließen. (Bravo!) Meine Herren! Wir alle müssen uns geehrt fühlen, daß wir einen solchen Präsidenten den unsrigen nennen dürfen, sagt doch schon Goethe so treffend in seiner — seiner Glocke — nein, in seinem Epilog zu Schillers Glocke: „Denn er war unser.“ (Bravo!) Meine Herren (hier nahm der Redner ein Blatt des Manuskriptes in die Hand). Meine Damen und Herren, von tiefster Hochachtung erfüllt, von innigster Liebe beseelt, würde es das Glück meines Lebens ausmachen, in Ihren Kreis zu treten, Ihre Tochter mein eigen — — —“

Hier konnte der Redner nicht weiter sprechen; stürmisches, nicht endenwollendes Gelächter durchbrauste den Saal. Herr Wichtig wollte reden, sich entschuldigen, aber das Lachen übertönte ihn. Er fuchtelte mit den Händen

in der Luft herum, rang mühsam nach Athem, der Schweiß perlte in hellen Tropfen von seinem vor Erregung kirschrothen Gesicht, immer auf's Neue erdröhnten Lachsalven. Auch der Präsident beherrschte sich nur mühsam, doch behielt er seine Geistesgegenwart und erhob sich rasch, um den peinlichen Vorfall so schnell als möglich vergessen zu machen.

Er dankte dem Redner für den guten Willen, lobte seinen regen Eifer für die Partei und sprach soviel Anerkennendes über Herrn Wichtig, daß dieser und die Versammlung in der That über die Peinlichkeit des Moments hinweggehoben wurden. Zum Schluß brachte Herr Streber auf den verunglückten Festredner ein Hoch aus, in welches alles fröhlich einstimmte. Wichtig verließ mehr todt als lebendig den Saal, und auch Anna war einer Ohnmacht nahe.

Wie war das gekommen? Herr Wichtig hatte jedenfalls in der Aufregung den Brief, den ihm Herr Kohlstock am Vormittag gesandt, in der Rocktasche mitgefaßt und unter das Manuskript gebracht.

„Nein, solche Blamage," dachte Anna, „was werden die Leute dazu sagen, was die Zeitungen?"

Ja, mein Gott, die **Zeitungen**, das ist ja das Schlimmste! Doch halt! Der muß mir helfen . . ., aber erst zu Papa!

Sie machte sich von Hedwig los und ging, ihren Vater aufzusuchen. Im Nebensaal, die Hände vor's Gesicht geschlagen, saß Herr Wichtig ganz geknickt an einem Tische. „Alle werden mich morgen auslachen, mein Kind, alle Bekannten es durch die Zeitung erfahren! Ich armer geschlagener Mann!" — „Laß nur Papa, ich weiß Rath, ich helfe Dir!" und weg war sie.

Der blonde Herr saß noch an seinem Tische und schrieb.

„Darf ich Sie um ein paar Minuten bitten, mein Herr", redete ihn plötzlich Jemand an, und er sah in das betrübte Gesichtchen der blonden Nachbarin. „Gern, mein Fräulein, befehlen Sie über mich, wenn ich Ihnen nützen kann." — „Mein Herr, der Redner war mein Vater, ich möchte nicht, daß sein Unglück in die Zeitungen kommt", und Thränen verdunkelten die braunen Rehaugen. „Kommen Sie, Fräulein," damit bot er ihr höflich den Arm und führte sie hinaus. „Lassen Sie uns Ihren Herrn Papa aufsuchen, und alles wird noch gut werden."

Beide traten in den Spiegelsaal zu Herrn Wichtig.

„Gestatten Sie: Mein Name ist Doktor Paul Kühn, Journalist. Ihr Fräulein Tochter ängstigt sich, daß das kleine Malheur, welches Ihnen passirt, in die Zeitungen dringen könne; ich wollte Ihnen versichern, daß ich mein Möglichstes thun werde, dies zu verhüten."

„Mein Gott, Herr Doktor," fiel ihm Wichtig in's Wort. „Der verdammte Heirathsantrag vom Kohlstock, daß mir der ins Manuskript hineinkommen mußte, und dort oben war es auch noch so dunkel, und der Brief sah aus wie mein Manuskriptpapier." „So ist also nur der heißblütige Bewerber an Allem Schuld?", warf der Journalist mit einem Seitenblick auf das junge Mädchen ein.

„Der soll mir kommen! Ihnen aber, liebster Doktor, meinen Dank auf Lebenszeit, wenn Sie mir in meiner bedrängten Lage helfen." — „Wir wollen sehen; gleich bin ich wieder bei Ihnen, meine Herrschaften", und damit empfahl sich Doktor Kühn. Nach zehn Minuten schon gingen alle vier, die Freundin war auch hinausgekommen, dem Ausgang zu. Dort in der Thür stand das Verhängniß des Abends: Herr Kohlstock. Der Rentier warf ihm einen eisigen Blick zu, Anna nahm den Arm des Journalisten, und nur die gute Hedwig kümmerte sich liebevoll um den Verlassenen. Schon auf dem Nachhausewege gelang es dem Doktor Kühn, seine Begleiter allmählich in eine bessere Stimmung zu bringen, und als sie endlich in der Roßstraße an dem Hause des Rentiers Wichtig angelangt waren, trennten sich alle als gute Freunde. Herr Wichtig sagte: „Auf morgen, lieber Doktor." Der Doktor sah der niedlichen Tochter tief in die Augen, küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, zog den Hut und eilte davon. — —

Am anderen Morgen war Rentier Wichtig schon früh auf den Beinen. „Wenn es doch nur erst halb Zehn wäre, und die Zeitungsfrau käme!" murmelte er einmal über das andere. Anna, die im Nebenzimmer im zierlichen Morgenrock mit weißem Latzschürzchen den Frühstückstisch besorgte, schaute garnicht heiter drein. „Wie wird Alles werden," dachte sie, „wird der Doktor auch dem Papa helfen? Ach wenn er es doch thäte! Wie ritterlich war er gestern Abend, wie stolz ging er neben mir; ganz anders als Kohlstock! Ja, wenn der um mich werben würde! Aber woran ich auch alles denke; vielleicht hat er schon eine Braut; ob er überhaupt noch an mich denkt! Wie unpassend habe ich mich benommen, ihn angeredet," so sprach sie zu sich selbst. Da, ein schriller Ton der Klingel, und die Zeitungsfrau erschien. „'n Morjen, Herr Wichtig, hier ist die Zeitung." Der Angeredete griff mit zitternden Händen nach dem Blatt, schlug es schnell auf und suchte den Bericht über Strebers Geburtstagsfeier. Jetzt hatte er ihn gefunden, überflog ihn eilig, und lief dann schnell ans Fenster, aus welchem er die davoneilende Zeitungsfrau zurückrief.

„Hier Schulzen, haben Sie einen Thaler; der ist für Sie, und nun bringen Sie mir noch auf meine Kosten fünfzig Nummern von dem Blatt; aber noch Vormittag, hören Sie?" — „Jotte doch, wie jerne, am liebsten alle Dage, Herr Rentje", rief Frau Schulze.

Wichtig lief nun in die Stube zurück. „Annchen, Kind, rasch, rasch hör zu, was hier von mir steht!"

Die letzte Rede des Herrn Rentier Wichtig schilderte mit markigen Worten die Verdienste des Präsidenten um die Partei und gab den Gefühlen der Liebe und Verehrung für seine Person in so tief empfundener Weise Ausdruck, daß den Redner die Rührung übermannte; der Präsident konnte nicht umhin, in ebenso warmer Weise zu danken und auch seinerseits den Eifer und die Regsamkeit des Herrn Wichtig für die „gute Sache" in Worten wärmsten Lobes zu erwähnen."

„Nein, so ein Prachtmensch, der Doktor Kühn! Das hat er brillant gemacht; wie ich mich freue! Anna, Du kannst Dir wünschen, was Du willst, Du hast es doch eigentlich zu Stande gebracht. Und der Doktor —" „Guten Morgen, meine Herrschaften," ließ sich da eine sonore Männerstimme vernehmen, und Doktor Kühn trat ins Zimmer. „Die Thür stand offen und die Herrschaften haben mein Eintreten überhört, verzeihen Sie, wenn ich störe."

„Sie und stören, Sie Retter in der Noth, Sie Teufelskerl? Ich möchte Sie umarmen. Aber was sagen denn die anderen Blätter?"

„Keine Angst, auch dafür habe ich gesorgt," sagte Doktor Kühn und nahm aus seiner Tasche ein Packet Zeitungen. „Sehen Sie selbst nach, keine einzige hat den kleinen Zwischenfall mißliebig erwähnt. Ich habe meine Kollegen am Berichterstattertisch darum gebeten, und sie haben Wort gehalten!" —

„Bester Doktor, wenn ich Ihnen einmal etwas zu Liebe thun kann, — mein Ehrenwort, ich thu's!"

„Das können Sie, Herr Wichtig; ich liebe Ihre Anna, geben Sie sie mir zur Frau; ich habe mein gutes Auskommen, und mein Leben lang will ich Ihnen danken!"

„Aber will denn das Mädel? Mein Gott, heut kommt alles so wunderbar," murmelte Wichtig.

„Ja Papa, er hat mir gleich gefallen, ich glaube, ich hab' ihn" — das Weitere küßte ihr Doktor Kühn von den Lippen.

„Na, wenn es so steht, meinetwegen."

Und Herr Wichtig schloß beide in seine Arme.

So bekam sie ihren Mann. —

---

* **Anton Rubinstein.** Ueber die letzten Stunden des so plötzlich verstorbenen Meisters **Rubinstein** berichtet man der Neuen Freien Presse aus **Petersburg** vom 20. November: Der in der vorigen Nacht in Peterhof erfolgte Tod Anton Rubinsteins kommt selbst seinen Freunden unerwartet. Zwar quälte den Künstler in den letzten Wochen sein asthmatisches Leiden mehr als zuvor, doch war er munter, arbeitete und spielte noch gestern Abends Whist. In der Nacht erwachte er, fühlte sich unwohl und klingelte. Die Umgebung fand ihn mit dem Tode ringend. Eine halbe Stunde später verschied er am Herzschlage. Aus dem Leben Rubinsteins erzählt die Presse eine Reihe interessanter Episoden, aus denen wir einzelne nachstehend wiedergeben. Im November 1839 fand das erste öffentliche Auftreten des neunjährigen Wunderknaben im Salon Herz in Paris statt. **Franz Liszt**, auf dessen Scheitel zu jener Zeit die Ruhmessonne mit einem Glanz herabschien, wie sie selbst über Paganini nicht gestrahlt hatte, hob damals den Knaben am Ende des Konzerts zu sich empor, küßte ihn und sagte: „Seht, dieser wird der Erbe meines Spiels sein!" — „Wenig Nase und viel Haar." Mit diesen Worten hat Rubinstein seine äußere Erscheinung charakterisirt, und zwar auf das Allerprägnanteste. Das war im Dezember 1890, als Rubinstein auf der Bühne in Petersburg erscheinen sollte. In einem neuen Drama von Tschaikowski, „Die Symphonie", hatte der Schauspieler Dawidow Rubinstein zu kopiren. Rubinstein hatte vor der Aufführung mit Dawidow über die Kopie gesprochen und ihm den Rath gegeben: „Vor allen Dingen wenig Nase und viel Haar." Mit dieser Anleitung ist es Dawidow denn auch gelungen, Rubinstein so leibhaftig darzustellen, daß man im Zweifel sein konnte, ob man Letzteren selbst oder nur eine Kopie vor sich habe. — Welch mächtige Wirkung der Mann auf innerlich empfindende musikalische Gemüther hervorzubringen im Stande war, davon ist eine kleine rührende Geschichte aus früherer Zeit zu erzählen. Es mögen jetzt etwa fünfzehn Jahre darüber hinweggegangen sein, als eine den musikalischen Kreisen der Residenz sehr nahestehende Dame schwer krank darniederlag, so schwer, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wurde. Die Aerzte hatten keine Hilfe und so war ihr letzter Augenblick gekommen. Da, eines Morgens, als die Frau das Nahen des Todes ahnte, ergriff sie die Hand ihres Mannes und sagte: „Erfülle mir noch einen Wunsch — der Gatte lauschte athemlos — Rubinstein ist gegenwärtig in Wien, ich weiß es. Suche alles Mögliche aufzubieten, daß der Meister, der mir durch sein Spiel schon so viele glückliche Stunden bereitet, noch einmal in meine Nähe komme und draußen mir etwas vorspiele." Der Mann verbarg seine Erschütterung, eilte aber stürmend in die Wohnung Rubinsteins und traf ihn glücklicherweise. Er trug dem Künstler seine Bitte vor und dieser zauderte nicht einen Augenblick, in die Nähe der Sterbenden zu gelangen. Dort angekommen, setzte er sich sofort an den Flügel und spielte das Adagio aus der „Appassionata". Der Gatte war inzwischen an das Lager der Sterbenden geeilt und als die letzten Töne verklungen waren, trat er krampfhaft schluchzend heraus und dankte Rubinstein für den Trost, den er seiner Gattin gebracht: sie war todt. — In seiner Autobiographie erzählt Rubinstein, welches unbedeutende Ereigniß ihm den direkten Anstoß zur Gründung der musikalischen Gesellschaft gab, aus der das Petersburger Konservatorium entstand. Rubinstein war eines Tages in der Kasan'schen Kathedrale zur Beichte gegangen und trat dann an den Sakristeitisch, um seinen Namen eintragen zu lassen. Der Pope fragte ihn nach Rang, Stand und Namen. — „**Künstler Rubinstein,**" lautete die Antwort. — „Sie dienen wohl bei einem Theater?" — „Nein!" — „Sie unterrichten an einem Institut?" — „Nein, ich bin Musiker!" — „Also, Sie dienen? — „Ich sagte Ihnen ja doch schon nein!" — „Ja, wie soll ich Sie denn aber hier eintragen? . . ." — Einige Sekunden sahen sich die Beiden ganz betroffen an. Endlich kam dem Popen ein guter Gedanke. — „Was ist denn Ihr Vater?" fragte er. — „Kaufmann zweiter Gilde." — „Nun," rief der Pope erfreut, „so wissen wir doch endlich, wer Sie sind. Schreiben wir also: „**Sohn eines Kaufmannes zweiter Gilde.**" Diese Szene gab Rubinstein viel zu denken; er faßte den bestimmten Entschluß, durch Gründung eines Konservatoriums einen „Musikerstand" zu schaffen, und bald waren denn auch die einleitenden Schritte gethan. — In Wien war Rubinstein einst zu **Fürstin Metternich** geladen. Als nach Beendigung der Soirée die Herrschaften aufbrachen, rief der Portier die Wagen der Reihe nach in folgender Weise herbei: „D' Equipasch' für Seine Ex'lenz Fürst Esterhazy! D' Equipasch für Seine Ex'lenz Graf Kolowrat!" — und als hierauf Rubinstein, in seinen Pelz gehüllt, im Vorsaale erschien: „'n **Wog'n für'n Klavierspieler.**"

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.